

Schwerpunkt

Thorben Sembritzki, Lisa Thiele

Geschlechterunterschiede bei Karrierewegen von FachhochschulprofessorInnen: eine empirische Bestandsaufnahme

Zusammenfassung

Der Beitrag untersucht geschlechtsbezogene Unterschiede bei der Besetzung von Professuren an Fachhochschulen, etwa mit Blick auf die Zahlen von Frauen und Männern, die sich bewerben, ihre vorangegangenen Karrierewege und Bewerbungsmotive, den Aufstieg oder Ausschluss aus dem Verfahren, die mit der Annahme der Professur verbundene Veränderung der persönlichen finanziellen Situation und die erreichte Arbeitszufriedenheit. Der Untersuchung liegt ein exploratives Mixed-Methods-Design zugrunde, das qualitative ExpertInneninterviews mit quantitativen Analysen von Daten aus Berufungsakten und einer Online-Befragung von neu berufenen StelleninhaberInnen verbindet. Dabei zeigt sich, dass Frauen insgesamt kürzere Zeiten der beruflichen Praxis angeben als Männer, insbesondere in der Privatwirtschaft, und der Wechsel auf eine FH-Professur für sie eher mit dem Erreichen einer höheren Position und eines besseren Einkommens verbunden ist. Zum Schluss werden bestehende Forschungslücken identifiziert und mögliche Ansätze für weiterführende Forschung zum Karriereweg FH-Professur sowie zu Berufungsverfahren diskutiert.

Schlüsselwörter

Fachhochschule, Professur, Berufungsverfahren, Karriereweg, Frauenförderung

Summary

Gender-specific differences in the career paths of professors at universities of applied sciences: an empirical baseline study

The article examines gender-specific differences in the appointment of professors at universities of applied sciences (UAS). It takes a closer look at the numbers of male and female applicants, their previous career paths, their motives for applying, their withdrawal or exclusion from the procedure, changes in their personal financial situation following appointment and their subsequent job satisfaction. The study is based on an explorative mixed methods design. It comprises qualitative expert interviews, quantitative analyses of data extracted from appointment-related files and an online survey of newly appointed professors. It shows that women tend to report shorter periods of professional practice than men, especially in the private sector, and that taking on a professorship at a UAS is more likely to lead them to a more senior position and a better income. Finally, research gaps are identified and possible further research on the career path of a professorship at a UAS as well as on appointment procedures is discussed.

Keywords

university of applied sciences, professorship, appointment procedure, career path, women's advancement

1 Herausforderungen und Besonderheiten bei Karrierewegen zur FH-Professur

Der Anteil von Professorinnen in der ProfessorInnenschaft lag an staatlichen Universitäten und Fachhochschulen (FH) bzw. Hochschulen für angewandte Wissenschaften¹ in Deutschland im Jahr 2016 bei 23 (Universitäten) bzw. 22 Prozent (FH). Damit ist er im Vergleich zu 2007 an Universitäten mit acht Prozentpunkten etwas stärker angestiegen als an Fachhochschulen mit sechs (Statistisches Bundesamt 2008, 2017; eigene Berechnungen). Das hochschulpolitische Ziel einer deutlichen Erhöhung des Professorinnenanteils, mit dem sich auch der Wissenschaftsrat in seinen „Empfehlungen zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern“ (Wissenschaftsrat 2007) befasst hat, wurde bisher also nur mit Einschränkungen erreicht. Eine weitere Steigerung des Professorinnenanteils steht insbesondere an den Fachhochschulen vor mehreren Schwierigkeiten. Erstens sind inzwischen mehr Frauen unter den ProfessorInnen, die aus dem aktiven Dienst ausscheiden, sodass nicht jede neu berufene Professorin eine zusätzliche Professorin ist. Zweitens zeigt sich bei Berufungsverfahren an Fachhochschulen vielfach ein BewerberInnenmangel, durch den die Besetzung der Stelle insgesamt gefährdet wird (Wissenschaftsrat 2016; In der Smitten et al. 2017).

Im Einzelfall können dabei der Zuschnitt der Professur, das Profil sowie die Lage der Hochschule eine Rolle spielen. Grundsätzlichere Hürden ergeben sich durch die vergleichsweise geringe Besoldung und Ausstattung der Professur sowie durch die wenig strukturierten und vielfach nicht bekannten Karrierewege dorthin. So gehören Professuren an Fachhochschulen in der Regel der Besoldungsgruppe W2 an und bieten damit schlechtere Verdienstmöglichkeiten als eine W3-Universitätsprofessur oder eine attraktive Leitungsposition in der Wirtschaft. Auch können Fachhochschulen meist nur in geringerem Umfang als Universitäten eine zusätzliche Ausstattung in Form von finanziellen, räumlichen, sachlichen und personellen Ressourcen gewähren.

Als Voraussetzungen für die Berufung auf eine FH-Professur verlangen die Hochschulgesetze der Länder sowohl eine besondere Befähigung zu wissenschaftlicher Arbeit, die in der Regel durch die Qualität einer Promotion nachzuweisen ist, als auch eine mehrjährige – in den meisten Bundesländern mindestens fünfjährige – berufliche Praxis, von der wiederum ein bestimmter Anteil – meist mindestens drei Jahre – außerhalb des Hochschulbereichs erbracht worden sein muss. Von FH-ProfessorInnen wird also eine „Doppelkompetenz von Wissenschaft und Praxis“ (Wissenschaftsrat 2016: 12) erwartet. Die Karrierewege an Fachhochschulen unterscheiden sich damit „grundlegend von denen an Universitäten“ (Wissenschaftsrat 2016: 12).

2 Forschungsstand und Forschungsfragen

Die bisherige wissenschaftliche Befassung mit Karrierewegen zu einer Professur zeichnet sich durch eine klare Schwerpunktsetzung auf Universitäten aus. Die vielfältigen Studien (u. a. Janson/Schomburg/Teichler 2006, 2007; Kreckel 2008) nehmen Bezug auf die vergleichsweise klare Strukturierung von der Promotion über die Postdoc-Phase

1 Im Folgenden werden einheitlich die Begriffe *Fachhochschule* bzw. *FH* verwendet.

bis hin zur Professur. Gleichwohl ist diese Laufbahn geprägt von einem hohen persönlichen Risiko, den entscheidenden Sprung auf eine Professur auch letztendlich erfolgreich bewältigen zu können. Bisherige Befunde zeigen, dass sich unter diesen Bedingungen insbesondere Frauen bzw. Mütter gegen eine wissenschaftliche Karriere entscheiden (u. a. Kahlert 2011; Rusconi/Solga 2011; Metz-Göckel et al. 2016). Möller (2015) zeigt auf, wie stark der Erfolg einer Karriere hin zur Universitätsprofessur nicht nur von dem Geschlecht, sondern auch von der sozialen Herkunft und dem Fach abhängig ist. Auch Lind und Löther (2007) verdeutlichen die unterschiedliche Partizipation von Frauen am wissenschaftlichen Qualifikationsprozess zwischen einzelnen Fächergruppen; der von den Autorinnen vorgeschlagene idealtypische Karriereverlauf hin zur Professur bezieht sich wiederum vorrangig auf Universitäten und klammert Qualifizierungs- und Karriereschritte außerakademischer Berufspraxis, die für FH-ProfessorInnen essentiell sind, aus (vgl. Lind/Löther 2007: 251).

Bei Fachhochschulen handelt es sich um ein vergleichsweise wenig beforschtes Gebiet der deutschen Hochschulforschung, und entsprechend wenige Befunde liegen zu Karrierewegen zur FH-Professur sowie zu individuellen Lebensläufen von FH-ProfessorInnen vor. Sie stehen weder in Forschungen zu HochschulabsolventInnen oder zum wissenschaftlichen Nachwuchs im Allgemeinen noch mit Blick auf die beruflichen Wege und Arbeitsbedingungen von Frauen in der Wissenschaft im Besonderen im Fokus (u. a. Brandt 2012; Berndt 2013; Beaufaÿs/Engels/Kahlert 2012; BuWiN 2017). Auch die umfangreiche Forschung zu Berufungsverfahren unter Gleichstellungsgesichtspunkten (Zimmermann 2000, 2006; Allmendinger 2003; Herrmann 2007; Färber/Spangenberg 2008; Junghans 2012; Kortendiek et al. 2014; Färber/Riedler 2016) geht nicht dezidiert auf Besonderheiten von Berufungsverfahren an Fachhochschulen ein; allerdings erscheinen Befunde zu einem unterschiedlichen Bewerbungsverhalten von Männern und Frauen (vgl. Färber/Spangenberg 2008) grundsätzlich übertragbar. Die wohl ergiebigste Darstellung zur beruflichen Situation von FH-ProfessorInnen bietet die berufsbiografische Studie *Professoren und Professorinnen an den Fachhochschulen in Niedersachsen* von Schlegel (2006). Sie gibt u. a. Auskünfte über die wissenschaftliche und berufspraktische Qualifizierung, die vorherige Berufssituation sowie die Erwartungen an die FH-Professur vor der Positionsübernahme und unterstreicht, dass FH-ProfessorInnen „im Vergleich zur Professorenschaft an Universitäten eigenständige Qualifikationsprofile und spezifische Karrieremuster auf[weisen]“ (Schlegel 2006: 130). Allerdings erfolgte die Datenerhebung bereits 2003 und liegt somit schon länger zurück; zudem war die Studie auf ein Bundesland beschränkt.

Der hier vorliegende Beitrag besitzt dahingehend einen explorativen Charakter, als zum ersten Mal bundesweit FH-ProfessorInnen erfasst werden; zugleich werden verschiedene methodische Zugänge – ExpertInneninterviews, Analyse von Berufungsakten und Online-Befragung – miteinander verknüpft. Er soll den Fragen nachgehen, wodurch sich die Karrierewege neu berufener FH-Professorinnen und -Professoren auszeichnen, wie Kandidatinnen und Kandidaten das Berufungsverfahren durchlaufen und wie sich ihre persönliche Einkommenssituation durch die Berufung verändert hat. Dabei werden relevante Geschlechterunterschiede sowie -gemeinsamkeiten herausgestellt.

Zwischen ‚Exzellenz‘ und Existenz. Wissenschaftskarriere, Arbeits- und Geschlechterarrangements in Deutschland und Österreich

Zusammenfassung

In der Gesellschaft wie auch in der Wissenschaft haben einige Veränderungen in Richtung Geschlechtergleichstellung stattgefunden. In den letzten Jahren werden wissenschaftliche Karrieren in Deutschland und Österreich jedoch nach ‚Exzellenzkriterien‘ und dem Leitbild der ‚unternehmerischen Hochschule‘ reorganisiert und Karrierepfade prekariert. Dieser Beitrag untersucht länderübergreifend, ob sich dadurch Geschlechterarrangements erneut ungleich gestalten. Dazu wird mit der Perspektive der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements der Zusammenhang zwischen wissenschaftlichen Karrieren und Geschlecht analysiert. Im Fokus stehen die subjektiven Wahrnehmungen von Alltagsorganisation und biografischen Entscheidungen von NachwuchswissenschaftlerInnen, die in zwei qualitativen Interviewstudien befragt wurden. Es wird auf der Subjektebene gezeigt, wie in Zeiten ‚exzellenter‘ Spitzenforschung Geschlechterungleichheiten in Alltag und Biografie erzeugt werden.

Schlüsselwörter

Wissenschaftliche Karriere, Arbeitsteilung, Exzellenz, Geschlechter(un)gleichheit, Qualitative Forschung, Unternehmerische Hochschule

Summary

Between "excellence" and existence. Scientific careers, work and gender arrangements in Germany and Austria

Some changes have already taken place in society and academia in regard to gender equality. Nevertheless, in Austria and Germany scientific careers have been reorganised under the paradigm of "excellence" and "the entrepreneurial university" in recent decades. As a result, academic career paths have become more insecure. The article describes a cross-national analysis conducted to investigate whether this is making gender arrangements even more unequal. It presents the perspective of everyday and biographical work arrangements, thus enabling an analysis of the link between academic careers and gendered work patterns in society. Based on two qualitative interview studies with junior academics in Germany and Austria and their subjective perceptions of everyday organisation and biographical decisions, we show how "excellent" careers still generate gender inequalities in academia.

Keywords

academic career, gendered division of labour, excellence, gender (in)equalities, qualitative research, entrepreneurial university

1 Einleitung

Nicht zuletzt durch die Initiative der Frauenbewegungen und eingeführte Gleichstellungspolitiken öffneten sich wissenschaftliche Arbeits- und Karrierewege in den letzten Jahrzehnten für Frauen – wenn auch eher langsam und in einzelnen Disziplinen

sowie auf den Hierarchieebenen unterschiedlich stark (Weber 2017)¹. Parallel dazu wird seit den 1980er-Jahren die Wissenschaft in mehreren OECD-Ländern entlang der Leitlinien des *New Public Management* (NPM) reformiert (Boer/Enders/Schimank 2008). Das neue Leitbild einer „unternehmerischen Hochschule“ (Binner et al. 2013) führt auch zu neuen Karriereanforderungen. Einerseits werden die Anforderungen an ‚Exzellenz‘ intensiviert, andererseits sind oder werden wissenschaftliche Karrieren hochgradig riskant (Riegraf/Weber 2017; Aulenbacher et al. 2012). Es ist anzunehmen, dass diese europaweiten Entwicklungen die Geschlechterungleichheiten von akademischen Karrieren wieder verschärfen und dass dies länderübergreifend zutrifft.

Vor diesem Hintergrund ist fraglich, inwiefern sich unter den veränderten wissenschaftlichen Karrierebedingungen neue geschlechtliche Arbeitsarrangements von WissenschaftlerInnen etablieren. Dies wird mit dem Ansatz der alltäglichen und biografischen Arbeitsarrangements (Aulenbacher/Riegraf 2011)² untersucht. Empirischer Ansatzpunkt unserer Überlegung sind die subjektiven Sichtweisen von NachwuchswissenschaftlerInnen und wie sie ihre alltäglichen und biografischen Arbeitsensembles – bestehend aus wissenschaftlicher Karriere, Sorgetätigkeiten und weiteren Belangen des ‚Lebens‘ – organisieren. Auf der Subjektebene wird erkennbar, ob und wie die Reorganisation der wissenschaftlichen Karrierewege mit Veränderungen in den geschlechtlichen Arbeitsarrangements verknüpft ist. Verglichen werden die Entwicklungen in Deutschland und Österreich, deren Wissenschaftssysteme sich bisher in ihren Karriereanforderungen unterschieden, sich aber in den letzten Jahren unter dem prekarisierenden Exzellenzregime (Riegraf/Weber 2017) angenähert haben. Gleichzeitig werden beide Länder den konservativ-korporatistischen Wohlfahrtsstaats- und Geschlechterregimen zugeordnet (Esping-Andersen 1990; Ostner/Lewis 1995). Wie manifestieren sich Geschlechterungleichheiten in Alltag und Biografie von WissenschaftlerInnen? Welche länderübergreifenden Entwicklungen lassen sich feststellen? Diesen Fragen wird in folgenden Schritten nachgegangen: Zunächst wird der aktuelle Forschungsstand zu wissenschaftlichen Karrieren, Geschlechterungleichheiten und Lebensformen von WissenschaftlerInnen in Deutschland und Österreich beschrieben (2), um daraufhin die theoretische Perspektive der Arbeitsarrangements auf wissenschaftliche Karrieren und Geschlecht darzulegen (3). Danach wird an zwei qualitativen Interviewstudien demonstriert, wie sich Geschlechterungleichheiten in wissenschaftlichen Karrieren von deutschen und österreichischen NachwuchswissenschaftlerInnen auf der Subjektebene zeigen, und es werden Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen den Ländern herausgestellt (4). Der Beitrag schließt mit einem Fazit ab (5).

1 Wir danken der Gutachterin/dem Gutachter des Beitrags für Anmerkungen und Hinweise, die zur Präzision und Verbesserung des Artikels beigetragen haben.

2 Wir möchten uns an dieser Stelle für den inspirierenden Austausch und die Zusammenarbeit bei unseren Kolleginnen Brigitte Aulenbacher und Birgit Riegraf herzlich bedanken.

Karrierehindernis Geschlecht? Zum Verbleib von Frauen in der Hochschulmedizin

Zusammenfassung

Dieser Beitrag untersucht, warum Frauen nur selten Professorinnen in der Hochschulmedizin werden, obwohl Medizinstudentinnen mittlerweile deutlich in der Mehrheit sind. Anhand einer Online-Befragung von Assistenzärzt_innen sowie von Interviews mit Akteur_innen in Schlüsselpositionen der Universitätskliniken und medizinischen Fakultäten in NRW werden zwei zentrale Erklärungsansätze aus dem Feld herausgearbeitet: die Annahme, dass die mangelnde Vereinbarkeit von Hochschulmedizin und Familie für den geringen Frauenanteil auf den Professuren verantwortlich ist (1), sowie die Vermutung, dass Frauen wissenschaftliche Karriereambitionen durch falsche Strategien nicht realisieren können (2). Beide Erklärungsansätze operieren jedoch mit essentialistischen Geschlechterbildern, die für die Aufrechterhaltung ungleicher Geschlechterverhältnisse in der Hochschulmedizin zentral sind.

Schlüsselwörter

Hochschulmedizin, Wissenschaftskarriere, Frauen, Geschlechterdiskriminierung, Universitätsklinik

Summary

Gender as a barrier to advancement? Why women get lost on their career paths in university medicine

The article examines why women rarely become professors in university medicine even though the majority of medical students are female. Based on an online survey of assistant physicians as well as interviews with key actors in university hospitals and medical faculties in North Rhine-Westphalia in Germany, we present two central explanations from the field of medicine: the assumption that the lack of effective opportunities to reconcile work and family life is responsible for women being underrepresented at professorship level (1) and the assumption that women do not have successful career strategies (2). However, both explanations draw on essentialist gender images which are crucial to the persistence of the gender gap in university medicine.

Keywords

university medicine, scientific career, women, gender discrimination, university hospital

1 Einleitung

Trotz eines hohen Absolventinnenanteils ist der Anteil von Frauen in den Spitzenpositionen der Hochschulmedizin gering (Kaczmarczyk 2016). In Deutschland weist die Medizin den höchsten Gender Gap im Vergleich zu allen anderen Fächergruppen auf. Wie Kortendiek et al. (2016) zeigen, findet der Drop-out der Medizinerinnen an nordrhein-westfälischen Hochschulen vor allem in der Postdoc-Phase statt. Über zwei Drittel der bereits promovierten Assistenzärztinnen – ähnlich viele wie Männer – haben eine experimentelle Dissertation abgeschlossen und so die prinzipiellen Voraussetzungen für eine weitere wissenschaftliche Laufbahn geschaffen. Jedoch sind bei den Habilitationen – dem Qualifizierungsschritt, der Ambitionen auf eine Professur oder höhere (klinische) Führungspositionen erkennen lässt – bereits deutliche Geschlechterungleichheiten zu

erkennen: Während fast zwei Drittel der promovierten Assistenzärzte ihre Habilitation planen oder bereits an ihr arbeiten (64 %), trifft dies noch nicht einmal auf die Hälfte der promovierten Assistenzärztinnen zu (43 %). Hingegen schließen letztere eine Habilitation mehr als doppelt so häufig wie Männer für sich aus (29 % vs. 12 %) (Kortendiek et al. 2016: 380).

Im Zentrum des vorliegenden Beitrags steht die Frage, warum so wenige Frauen Professorinnen in der Hochschulmedizin werden. Bisherige Forschungen zeigen, dass dies nicht auf Leistungsunterschiede in Studium und Promotion zurückzuführen ist. Eignigkeit besteht in der Diagnose eines bereits in der Assistenzzeit sichtbar werdenden „Schereneffekts zuungunsten von Frauen“ (Abele 2003: 39). Dafür werden in der Literatur zwei Erklärungsstränge herangezogen.

Der erste Erklärungsstrang setzt bei den Ärztinnen selbst an: Verbreitet wird von einer geringeren Karrieremotivation von angehenden Ärztinnen aufgrund einer stärkeren Familienorientierung ausgegangen. Dies führe bereits in der Qualifizierungsphase zu einer an Vereinbarkeit ausgerichteten Berufsorientierung (vgl. Gedrose et al. 2012). Diskutiert werden u. a. die Auswirkungen von Elternschaft sowie die damit verknüpften Paar- und Familienarrangements auf die Karriereorientierung von Frauen (vgl. exemplarisch Reimann/Alfermann 2014; Rothe et al. 2013). In diesen Beiträgen werden zwar auch diskriminierende Strukturen am Arbeitsplatz (Universitäts-)Klinik benannt, stehen jedoch nicht im Fokus.

Ein zweiter Erklärungsstrang identifiziert spezifische Ausschlussmechanismen innerhalb des medizinischen Feldes selbst. So wird herausgestellt, dass Ärztinnen Familie und Karriere in Vollzeit zwar vereinbaren wollen, dabei jedoch diskriminiert werden (Radunz et al. 2016). Rothe et al. (2016) sprechen sogar von der Allgegenwart einer „maskulinen Norm“ in der Medizin. Bereits in der fachärztlichen Weiterbildung trage das Ideal der ständigen Verfügbarkeit und Verausgabung dazu bei, die Medizin als ein Feld „hegemonialer Männlichkeit“ zu konstituieren, das keine Zeit für Familienverpflichtungen lasse (Reimann et al. 2017). Spiegelbildlich werde Frauen aufgrund ihrer potenziellen Mutterschaft eine geringere Leistungsfähigkeit zugeschrieben.

Trotz einer Reihe von Studien über Medizinkarrieren ist die *Hochschul*karriere aus einer Geschlechterperspektive noch wenig erforscht. Sichtbar wird in den vorhandenen Studien eine Auseinandersetzung mit „Vereinbarkeit“ als der dominanten Erklärung für den geringen Professorinnenanteil. Jedoch hält Färber (1995) dies nicht für das zentrale Problem. Vielmehr führten Männernetzwerke und Ausschlussmechanismen innerhalb der Professor_innenschaft zum geringen Anteil von Medizinprofessorinnen. Beaufaÿs (1999) kritisiert, dass sich gerade die einseitige Zuschreibung einer Vereinbarkeitsproblematik als marginalisierend auf Medizinerinnen in Führungspositionen auswirke. Auch neuere Befunde legen nahe, dass sich die Hochschulmedizin durch eine Exklusion von Frauen aus männerdominierten Karrierenetzwerken auszeichne (Cramer/Hanika/Diehl-Schmid 2016). Zugleich erfahren Medizinerinnen bei ihrem wissenschaftlichen Handeln (Publizieren, Laborarbeiten, Drittmittelwerbung) strukturelle Benachteiligungen, die dazu beitragen, dass Frauen keine Professur erreichen (Radunz et al. 2016; Pfeleiderer 2017: 22f.). Insgesamt bleiben die bisherigen geschlechterbezogenen Erkenntnisse zur Karriere in der Hochschulmedizin fragmentarisch. Umgekehrt steht in den geschlechterbezogenen Studien zur Medizinkarriere die Hochschulmedizin nicht im

Exklusiv: akademischer Alltag im deutschsprachigen Universitätsroman. Eine gendersensible praxeologische Analyse

Zusammenfassung

Inwiefern können Universitätsromane Auskunft über die Verschränkung von Doing Science und Doing Gender im akademischen Alltag geben? Aufbauend auf Bourdieus Feldkonzept gehe ich dieser Frage anhand einer gendersensiblen praxeologischen Analyse von sechs zeitgenössischen deutschsprachigen Universitätsromanen nach. Zwei hervorgehobene Romanbeispiele zu den Praktikenkomplexen Gremienarbeit und informelle Zusammentreffen verweisen auf das Erkenntnispotenzial dieser Literatur für wissenschaftssoziologische Forschung. Doch müssen die Romane gleichzeitig selbst als distinktive kulturelle Praxis gelesen werden, durch die Wissenschaftlerinnen performativ fachliche Eignung abgesprochen wird.

Schlüsselwörter

Bourdieu, Sozioanalyse, Praktiken, Universitätsroman

Summary

Exclusive: Everyday academic life in German campus novels. A praxeological and gender-sensitive analysis

Can German campus novels tell us anything about how doing science is closely entwined with doing gender in everyday academic life? Based on Bourdieu's concept of social fields, I attempt to answer this question by analyzing six contemporary German campus novels. Two examples detailing the contexts of committee work and informal meetings highlight the potential these novels have for a sociology of science. At the same time, though, most of these books must be read as distinctive cultural practices in which females are denied the professional aptitude to be scientists.

Keywords

Bourdieu, socio-analysis, practices, campus novel

1 Blackbox akademischer Alltag

Meritokratie bestimmt das Leitbild der heutigen Wissenschaft: Hier zählt allein die dem Erkenntnisfortschritt dienende wissenschaftliche Leistung, die von der Wissenschaftsgemeinschaft mittels objektiver Kriterien zu bewerten ist; soziale Zuweisungen wie Geschlecht gelten als außerwissenschaftliche Faktoren, die bei der Leistungsbeurteilung keine Rolle spielen¹. Diesem Ethos stehen empirische Befunde gegenüber, die verdeutlichen, dass Wissenschaft keineswegs ein sozial bereinigtes Geschehen darstellt. Ein Phänomen, das in diesem Zusammenhang seit langem untersucht wird, ist der mit jeder Qualifikations- und Hierarchiestufe abnehmende Wissenschaftlerinnenanteil an deut-

1 Aus diesem Gebot für Wissenschaftler*innen, allein die Sache, nicht aber die Person gelten zu lassen, „erwächst für diese – strenggenommen – eine Schweigepflicht; zumindest ist das Reden von sich selber problematisch“ (Kohli 1981: 428).

schen Universitäten.² Wissenschaftssoziologische Studien in der Nachfolge Bourdieus weisen darauf hin, dass eine Ursache hierfür in den Praktiken³ akademischen Alltags zu finden ist, dass Doing Science und Doing Gender ineinander verwoben sind (Krais/Beaufaÿs 2005). Der akademische Alltag ist für Forscher*innen jedoch ebenso vertraut wie diffizil: Umfassendere (auto)ethnografische Beobachtungen hierzu werden kaum angestrengt – sie würden an Machtverhältnisse rühren, so Etzemüller (2013). Schildern Wissenschaftler*innen ihren Arbeitsalltag dagegen in Interviews oder Autobiografien, geschieht dies tendenziell im Narrativ einer dem meritokratischen Prinzip entsprechenden Leistungsbiografie (Dressel/Langreiter 2008: Abs. 50). Durch Analysen solcher Erzählungen über persönliche Erfolge in Forschung und Lehre und die eigene Hingabe an die Wissensproduktion lassen sich vergeschlechtlichte Mechanismen, die in der akademischen Wissenschaft wirksam sind, freilegen. Auf der Ebene konkreter Praktiken, in denen sich die (vergeschlechtlichte) soziale Ordnung im akademischen Alltag reproduziert – aber auch verschieben kann –, bleibt gleichwohl vieles im Dunkeln wissenschaftlicher Selbstbescheidung. Der vorliegende Artikel soll, einer Anregung Frietschs folgend, „dazu beitragen, Unsagbares – die offenen Geheimnisse – auf indirektem Wege einzuholen und universitäre Praktiken als gesellschaftliche Praktiken zu reflektieren“ (Frietsch 2013: 315). Zu diesem Zweck möchte ich an alternativem Quellenmaterial eine ebenso alternative Methode erproben: eine gendersensible praxeologische Analyse von zeitgenössischen deutschsprachigen Universitätsromanen.

Unter dieser Genrebezeichnung lässt sich fiktionale Literatur bündeln, die vornehmlich von akademischem Alltag erzählt. Geschildert werden allerdings weniger herausragende Forschungsleistungen Einzelner als „die Aushandlung widerstreitender Interessen in Instituten, die Überwachung impliziter Normen, der subtile Aufbau von Hierarchien oder die Semiotik von Kleidung, Gesten und Körperhaltungen“ (Etzemüller 2015), ebenso wie Probleme im Lehr- und Lernbetrieb und Ideenmangel angesichts von Präsentationsdruck auf Tagungen oder Forschungsreisen. Die Romane sind in der Regel von Akademiker*innen, zumeist Geistes- bzw. Literaturwissenschaftler*innen, verfasst und oft deren erstes (und einziges) publiziertes literarisches Werk. Je nach Schreibweise werden universitäre Themen darin unterschiedlich akzentuiert (Trombik 2015: 205ff.)⁴, das (Handlungs-)Element der Intrige zeichnet das gesamte Genre konstant aus.⁵ Während deutschsprachige Universitätsromane in der Literaturwissenschaft bislang wenig

2 Aus personalstrukturellen Untersuchungen von Graf (2015) und Möller (2015) wird ersichtlich, dass Spitzenpositionen in der Wissenschaft ohnehin von einer sozial recht homogenen, privilegierten Gruppe von Wissenschaftler*innen besetzt sind. Geschlecht ist also nicht der einzig relevante Faktor, in diesem Beitrag steht er jedoch im Zentrum des Interesses.

3 Bei Praktiken handelt es sich um „know-how abhängige und von einem praktischen ‚Verstehen‘ zusammengehaltene Verhaltensroutinen, deren Wissen einerseits in den Körpern der handelnden Subjekte ‚inkorporiert‘ ist, die andererseits regelmäßig die Form von routinisierten Beziehungen zwischen Subjekten und von ihnen ‚verwendeten‘ materialen Artefakten annehmen“ (Reckwitz 2003: 289), außerdem im jeweiligen Vollzug – der Praxis – grundsätzlich offen sind für Veränderung, Widersprüchlichkeit und Scheitern.

4 Trombik (2015) typisiert ausgehend von einem Korpus von 33 Universitätsromanen und -krimis ab 1968 experimentelle, satirische, subjektiv perspektivierte Schreibweisen. In experimentellen Universitätsromanen rücken Forschung, Lehre und Studium eher in den Vordergrund als in satirischen, wo es hauptsächlich um Machtverhältnisse geht.

5 Das konstatieren Stachowicz (2002), Schwanebeck (2012) und Jahn (2015). Die Intrige wird in den Romanen nicht allein als Handlungsmotor eingesetzt, sondern als alltäglich dargestellt – sie wird,

Queering and diversifying gender in equality work at European higher education institutions

Zusammenfassung

Queering und Vervielfältigungen von Geschlecht in der Gleichstellungsarbeit an europäischen Hochschulen

In den letzten Jahren hat die zunehmende Anerkennung von Forderungen und Bedürfnissen der LGBTIQ* Communities zu Änderungen im EU-Recht beigetragen. Vor diesem Hintergrund plädieren die Autor*innen für ein queeres und damit vielfältiges Verständnis von Gender in den Gleichstellungsdiskursen an Hochschulen. Anhand der Fallbeispiele Deutschland und den Niederlanden werden rechtliche und diskursive Bedingungen sowie die Motivationen, Herausforderungen und Chancen der Akteur*innen im jeweiligen Hochschulsystem aus einer queeren Perspektive betrachtet. Die Beispiele zeigen, wie unterschiedlich die Umsetzung von EU-Richtlinien in nationales Recht erfolgt ist. Sie machen ebenfalls deutlich, dass Veränderungen in den Hochschulen derzeit von hoch motivierten Akteur*innen wie Studierenden, Gleichstellungs- und Diversity-Beauftragten oder einzelnen Einrichtungen angestoßen werden. Als aufeinander aufbauende, analytische Konzepte können „queering“ und „diversifying“ dazu beitragen, heteronormative Vorannahmen und diskriminierende Prozesse im gleichstellungspolitischen Kontext an Hochschulen zu erkennen. Sie erlauben ferner die Entwicklung von Strategien, die die Komplexität von Geschlechteridentitäten und Diskriminierungen berücksichtigen.

Schlüsselwörter

Queer, Gender, Gleichstellung, Hochschule, Antidiskriminierung, EU

Summary

Against the background of recent changes to EU legislation to meet the demands and needs of LGBTIQ* communities, the authors seek to situate a queered and diversified understanding of gender firmly at the centre of the gender equality discourse in higher education (HE). Based on case examples, the legal and discursive status quo in German and Dutch HE institutions as well as actors' motivations, challenges and opportunities are examined through a queer lens. The results highlight how differently EU legislation is transposed into national law. They also show that change is currently driven by highly motivated individual actors, be they students, gender equality and diversity officers, or individual institutions. We argue that queering and diversifying should be understood and used as modes to reflect on and analyse the processes that lead to heteronormative understandings of gender in HE and to develop strategies that take the complexities of gendered identities and discrimination into account.

Keywords

queer, gender equality, higher education, non-discrimination, EU

1 Introduction

European institutions in higher education (HE) have been in the midst of profound change for some time now. While these transformation processes increasingly took the shape of entrepreneurial and new public management principles, they also opened up new trajectories for the implementation of gender equality policies (cf. Binner et al. 2013; Barry et al. 2011). Most prominently, such trajectories have been manifested in the equality framework promoted and carried out by the European Union. The enactment of the Amsterdam Treaty in 1997 gave rise to the strategy of gender mainstreaming¹ and to new forms of non-discrimination policies on the grounds of sex, race and ethnicity, religion and belief, age, disability and sexual orientation with a horizontal approach, recognizing discrimination across multiple inequalities (Bell 2002: 385). The Charter of Fundamental Rights (2000: Article 21) also recognises these different grounds of discrimination to be taken into account. As these enactments suggest, in order to tackle discrimination and inequalities on multiple levels, gender has to be considered in its intersection with other categories of inequality (Kantola 2014).

Gender equality policies in the EU are well developed. Yet, their definition of gender mostly rests on the presumption, that gender equality pertains to equal opportunities between women and men (Squires 2013: 742; see also Verloo 2006), thereby confirming a binary and heteronormative concept of gender. This understanding is contested by current strategies and policies addressing sexual orientation and gender identity², which are gaining more prominence. For instance, discriminations related to transgender, like “sex stereotyping” and gender reassignment, as well as to intersex persons are, following the rulings of the European Court of Justice, covered by gender equality laws. According to the findings of the EU lesbian, gay, bisexual and transgender (LGBT) survey, conducted by the European Union Agency for Fundamental Rights (FRA), LGBTIQ*³ subjects encounter discrimination and violence due to their sexual orientation, gender identity or gender expression (FRA 2014). Taking into account that these acts of violations are fuelled by heterosexism (Evans/Rankin 1998: 170) and are linked to questions of gender,

- 1 In the context of gender mainstreaming as a so-called dual strategy, there have been a range of measures and programmes supporting women’s advancement on the one hand and (re-)shaping governmental structures on the other hand. Although much has been achieved since the inception of the Amsterdam Treaty, we are still far from reaching gender equality, in terms of women’s equal participation in all areas and at all levels of the scientific community (European Commission 2016).
- 2 EU bodies define the term ‘gender identity’ according to the Yogyakarta Principles (YP) on the Application of International Human Rights Law in relation to sexual orientation and gender identity as follows: “Each person’s deeply felt internal and individual experience of gender, which may or may not correspond to the sex assigned at birth, including the personal sense of the body (which may involve, if freely chosen, modification of bodily appearance or function by medical, surgical or other means) and other expressions of gender, including dress, speech and mannerisms”. This definition covers therefore transgender issues (European Institute for Gender Equality, EIGE 2018). In November 2017, the terms ‘gender expression’ and ‘sex characteristics’ were included in the Principles, regarding the needs and experiences of inter*persons.
- 3 In this article we use the acronym LGBTQ* (lesbian, gay, bisexual, trans, inter and queer) as an umbrella term to describe individuals or communities who identify themselves as LGBTQ or are perceived as belonging to one of these characters as well as regarded by topics and issues. The use of the asterisk symbolises that the lists is a contested one. It also indicates that queer is not only used as a theoretic and academic approach but as an identity category by queer activists themselves.

they fall into the realm of gender-based violence. EU policies, however, mostly regard gender and sexuality as distinct and as fixed categories. The same holds true for national legislations in Germany and the Netherlands. What is missing is a common understanding of gender and sexual orientation that goes beyond solely “men and women” and sexual orientation as restricted to gay, lesbian or bisexual. Debates on gender identity and LGBTIQ* issues are not only present at EU level but also for example in Germany and the Netherlands the matters of intersex and gender identity are being discussed (Adamietz 2011; Plasterk 2016; Baer/Elsuni 2017; College voor de Rechten van de Mens 2017).

The aim of this paper is to analyse how matters of gender equality are embedded in discourse, policies and practices at HE institutions in Germany and the Netherlands. What understanding of gender is present in the institutions’ equality policies and practices? What initiatives are there for a more diverse gender approach? As law shapes gender relations and contributes to the construction of gender (Baer/Elsuni 2017: 270), we take the desideratum of a complex understanding of gender in gender equality law as a point of departure for a comparative discussion of HE gender equality legislation and policies in Germany and the Netherlands. Most strikingly, the chosen examples show how differently EU non-discrimination and gender equality legal frameworks are transferred into national contexts. Methodologically, their varying approaches necessitate a tailor-made analysis of how gender is conceptualised in the respective gender equality policies and if or how queer approaches are herein considered. First, we will give a brief overview of the legal situation in Germany and the Netherlands regarding equality and non-discrimination followed by an analysis of gender equality work in the German and Dutch national contexts. For Germany, there exists a history of criticism from gender studies scholars with regard to the binary model of gender in gender equality work as well as some suggestions to the modes of incorporating a more diversified model of gender into gender equality work (see Blome et al. 2013 for an overview). But there is still a gap between gender theory and the equality work done in institutions of HE. Therefore, we will present an overview of the situation in Germany and sketch recent developments of initiatives, which questions the heteronormative concepts of gender equality policies. As for the Netherlands, there are various projects that deal with equality work in the field of HE (e. g. Talent naar de Top, Charter Diversiteit, Workplace Pride), but how gender equality measures are designed and implemented exactly differs considerably across institutions. Unlike in Germany, national law does not determine equality measures at Dutch HE institutions. We therefore chose to closely analyse one university and take their gender equality work as an example of how matters on gender identity are reflected in policies and practices of Dutch HE institutions. A comparative consideration of both national contexts will demonstrate the importance of single players and groups for queering and diversifying gender in HE. We conclude this paper with an outlook for the future.

The accounts are by no means a complete representation of the landscapes in HE. They are rather intended to give a concrete and contrasting example of how EU gender equality and non-discrimination frameworks are approached on a national level and if and how gender is understood beyond heteronormativity. We advocate a more complex understanding of gender in equality work in HE, which considers the intertwining effects of gender identity and sexual orientation. But before diving into the country examples, we will first illustrate our approach of queering and diversifying the concept of gender.

Melanie Haller

Implizites Geschlecht – Kleidergrößen in zeitgenössischer Kindermode

Zusammenfassung

Der Beitrag zeigt anhand von Größenmaßtabellen für Kindermode, auf welche Weise eine Geschlechterdifferenz in Kleidergrößen impliziert wird. Mit der Einbettung in die Modegeschichte von Kinderkleidung und die Entstehung von Konfektionsgrößen wird über die Methode einer praxistheoretischen Analyse gezeigt, wie zeitgenössische Kinderkleidung auf ein dichotomes Geschlechterkonzept limitiert wird, das dazu beiträgt, Geschlechterstereotypen zu verfestigen.

Schlüsselwörter

Körper, Kind, Mode, Kinderkleidung, Konfektionsgrößen, Genderstereotype, Größenmaßtabellen

Summary

Implicit gender – sizes in contemporary children's fashion

Drawing on size guides for children's clothing, the article shows how gender differences are implied in clothing sizes. A practice theoretical analysis, embedded in the history of children's fashion and the emergence of clothing sizes, shows how contemporary children's clothing is limited to a dichotomous concept of gender representation which reinforces gender stereotypes.

Keywords

body, children's fashion, children's clothes, clothing sizes, gender stereotype, size guide

1 Einleitung

Die Entstehung einer eigens für Kinder produzierten Kleidung und Mode wurde erst durch die ‚Entdeckung‘ von Kindheit im 18. Jahrhundert, durch Philosophen und Pädagogen wie Jean-Jacques Rousseau, möglich (Cook 2011: 8). Im Kontext einer jahrhundertealten Modegeschichte ist eine spezifische Kleidung für Kinder historisch also ein noch relativ junges Phänomen. Diese Historie ist durchzogen von verschiedenen Konzepten von Kinderkleidung, in welchen Geschlechterstereotypen unterschiedlich Raum gegeben wird. Die vor allem historischen Forschungen zu Kinderkleidung sind sich jedoch darin einig, dass Kindheit als soziale Konstruktion und nicht als soziale Tatsache zu verstehen ist (Bergemann/Paetz-Schieck 2015a; Gril-Mariotte 2015; Paoletti 2012; Cook 2011; Callahan 2010; Higonnet/Albinson 1997; Weber-Kellermann 1985) und sich dies anhand von Kinderkleidung nachvollziehen lässt. Kinderkleidung zeigt sich demnach als Spiegel verschiedener historischer und soziokultureller Konstruktionen von Kindheit, die kein einheitliches Verständnis von Geschlecht einschließen.

Trotz dieser reflexiven und kritischen Forschungen ist der Blick auf Kindermode aus einer genderkritischen Perspektive bislang nur wenig erforscht (Paoletti 2012), wie Cook hervorhebt: „Fashion Studies, Joanne Entwistle notes, are obsessed with gender. We might extend this observation to children and children's fashion.“ (Cook 2011: 15) Eine solch genderkritische Perspektive auf Kindermode lohnt sich vor al-

lem aus der Perspektive des engen Zusammenhangs von Mode und Körpern, da sie über eine Frage von Repräsentation hinausgeht, wie sie von der Kunst- und der Modegeschichte bereits elaboriert erforscht ist. Die Modewissenschaft hat mit den Forschungen von Joanne Entwistle (2000: 40) Körper für sich entdeckt, ohne genau zu analysieren, auf welche Weise Körper in Kleidung kommen und wie eine Materialität von Kleidung wiederum Körperideale und Körpernormen produziert (Haller 2015). Dieser Ansatz lässt sich mit der Perspektive der Körpersoziologie verbinden, welche die Prozesse einer sozialen Konstruktion von Körpern erforscht und reflektiert (Gugutzer 2006; Haller 2016).

Im Beitrag wird eine solche Verwobenheit von Mode-, Körper- und Gendertheorie am Beispiel zeitgenössischer Kindermode kritisch betrachtet. An Kindermode wird aufgezeigt, wie in der Materialität von Mode ein dichotomes Geschlechterkonzept bereits in einer Konzeption von Kleidergrößen implementiert wird und so gegenderte Körperideale produziert werden.

Im Folgenden soll zunächst ein kurzer Überblick über den Forschungsstand zu Kinderkleidung aufzeigen, wie differenziert in der Modegeschichte Kleidung für Kinder untersucht wird und welche Rolle eine Konzeption von Geschlecht spielt. Daran anschließend wird die Methode und Methodologie dieses Beitrags reflektiert, um dann einen Überblick über die Geschichte der Entstehung von Konfektionsgrößen zu geben, der das Verhältnis von Körpermaßen und Konfektionsgrößen historisch einbettet. Danach soll anhand zeitgenössischer Größentabellen von Kinderkleidungskonfektionären aufgezeigt werden, auf welche Weise Geschlechterstereotype in Größentabellen impliziert sind. In einem Ausblick wird die Relevanz von Geschlechterstereotypen in Größentabellen in ihrem Zusammenhang zu Körpernormen und deren Einfluss auf eine Praxis von Vergeschlechtlichung diskutiert.

2 Kindermode in der Forschung

An der Geschichte von Kindermode und Kinderkleidung lässt sich die wechselhafte Konstruktion einer Vorstellung von Kindern, Kindheit und Kinderkörpern ablesen. Vom kleinen Erwachsenen zum romantisierten, unschuldigen und a-sexuellen Ideal, über ein vom Bewegungsdrang dominiertes Konzept bis hin zur zeitgenössischen Limitierung durch Geschlechterstereotype erzählt die Geschichte der Kinderkleidung vor allem den gesellschaftlich normierten Blick auf Kindheit.

In der wissenschaftlichen Forschung zu Kinderbekleidung besteht ein Konsens darüber, dass Kleidung für Kinder bis Ende des 18. Jahrhunderts diese zu „kleinen Erwachsenen“ (Weber-Kellermann 1985: 8; Jornitz 2015: 140; Cook 2011: 9) machte, was im Sinne einer Repräsentation des Elternhauses gelesen wird. Diese historischen Arbeiten legen den Schwerpunkt auf eine Repräsentation von Kinderkleidung. Wie Cook (2011: 7) kritisch betont, reflektieren diese AutorInnen nicht ihre Konzeption von Kindheit und Kindern. Die durchgängig kritische Redeweise von kleinen Erwachsenen steht aus Cooks Perspektive in einem direkten Zusammenhang mit einer ideologisch romantischen Vorstellung von Kindheit, die erst mit der Moderne Einzug gehalten hat:

„Die Kinder gehören zur Mutter!?“ – Implizite Genderkonzepte und deren Bedeutung für die Genese von Wohnarrangements und Arbeitsteilung nach einer Trennung

Zusammenfassung

Trennung und Scheidung bieten Paaren die Möglichkeit, Arbeitsteilungsarrangements neu zu gestalten. Dieser Beitrag zeigt, dass einige zentrale Entscheidungen nicht explizit ausgehandelt werden, sondern sich aus den vormals paarintern als selbstverständlich erachteten Gender-, Beziehungs- und Elternschaftskonzepten ergeben. Dennoch ist im Trennungsprozess eine vorsichtige Modernisierung des Sorge- und Erwerbsarrangements in Richtung einer eher paritätischen Aufteilung der Arbeit unter den Eltern erkennbar. Anhand von vier systematisch ausgewählten Fällen werden vier Muster der Transformation von Arbeitsteilungsarrangements nach einer Trennung rekonstruiert.

Schlüsselwörter

Gender, Arbeitsteilung, Trennung, Scheidung, Wohnarrangement, Qualitative Forschung

Summary

“Children belong with their mother!?” Implicit concepts of gender in establishing living arrangements and the parental division of labour after separation

After separation and divorce couples have the opportunity to renegotiate their living arrangements and the parental division of labour. The article shows that crucial decisions at this turning point are often based on implicit concepts of gender, relationship and parenthood which were agreed in the course of the relationship. Nevertheless, we can observe a gradual modernization of the care and labour arrangements taking place during the process of separation. Based on four systematically chosen case studies we reconstruct four types of transformation of the division of labour after separation.

Keywords

gender, division of labour, separation, divorce, living arrangements, qualitative research

1 Fragestellung

Wenn Eltern sich trennen, setzen sie eine große Transformation ihres Familienalltags in Gang. Unser Interesse richtet sich auf die Frage, wie sich dabei ihre Arbeitsteilung verändert und welche Rolle in diesem Zusammenhang unreflektierte gemeinsame Orientierungsrahmen spielen.

Über diese Transformationsprozesse wissen wir bisher verhältnismäßig wenig. Qualitative Studien zum Zustandekommen von Erwerbs- und Sorgearrangements konzentrieren sich bisher nämlich auf Eltern in bestehenden Paarfamilien (Jurczyk/Rerrich 1993; Kassner/Rühling 2005; Bathmann/Müller/Cornelißen 2011; Leinfellner 2014; Grunow/Evertsson 2016). Die Arbeitsteilung von Eltern nach einer Trennung steht hingegen seltener im Fokus. Eine Ausnahme stellt die Studie von Bakker/Karsten (2013)

dar, die sich explizit mit der Arbeitsteilung der Eltern nach Trennung und Scheidung in den Niederlanden beschäftigt. In den letzten Jahren wird zudem der Zusammenhang zwischen dem Doppelresidenzmodell und einer egalitären Arbeitsteilung untersucht (Sünderhauf 2013; Walper/Lux 2016). Die Trennungsforschung befasst sich ihrerseits vor allem mit den psychosozialen Belastungen und Folgen der Trennung für Kinder und Eltern (Walper/Langmeyer 2008). Weniger interessiert sie sich für den praktischen Vollzug der Trennung und die Praktiken der Alltagsgestaltung in Nachtrennungsfamilien.¹ Wir verstehen die Auflösung einer eingelebten Haushaltsgemeinschaft als einen Turning Point, an dem untersucht werden kann, ob und wie sich bei den Eltern im Auflösungsprozess neue Sorge- und Erwerbsarrangements herausbilden.

Verschiedene quantitative Studien zeigen, dass in den letzten Jahrzehnten bei zusammenlebenden Eltern in Westdeutschland der vormals vorherrschende Alleinernährerhaushalt an Bedeutung verloren hat und in Ostdeutschland die Dominanz des doppelten Ernährermodells geschwunden ist. So konvergiert die Arbeitsteilung von zusammenlebenden Eltern in Deutschland in den letzten Jahrzehnten in Richtung des modernisierten Ernährermodells, in dem Väter Vollzeit und Mütter Teilzeit erwerbstätig sind (Grunow 2013; Tölke/Wirthwein 2013; Peukert 2015). Die Wünsche vieler Paare mit Kindern richten sich allerdings auf eine weitergehende Egalisierung ihrer Erwerbsbeteiligung (vgl. Jurczyk/Klinkhardt 2014: 46ff.; Institut für Demoskopie in Allensbach 2015: 50ff.).

Im europäischen Ländervergleich wird deutlich, dass nationale wohlfahrtsstaatliche und familienpolitische Regelungen sowie gesellschaftlich verankerte Geschlechterkulturen die Arbeitsteilung zwischen Eltern beeinflussen, sodass der Anteil erwerbstätiger Mütter bzw. der Anteil Teilzeit arbeitender Eltern sowie die außerfamiliale Betreuung von Kindern unter drei Jahren zwischen verschiedenen europäischen Staaten deutlich variieren. Deutschland wird in diesem Zusammenhang auf der Basis verschiedener Indikatoren immer als konservativer Wohlfahrtsstaat eingeordnet, der die ungleiche Beteiligung von Müttern und Vätern an Erwerbs- und Sorgearbeit fördert (Pfau-Effinger 2014; Evertsson 2016; Dechant/Rinklage 2016).

Auch in anderen westlichen Staaten werden nationale Genderregime dafür verantwortlich gemacht, dass es bei zumeist gleichermaßen berufstätigen Paaren nach der Geburt eines Kindes zu einer (Re-)Traditionalisierung ihrer Arbeitsteilung kommt (vgl. bspw. Kaufman/Bernhardt 2015; Yarwood/Locke 2016; Käsälä/Oinas 2016; Schmidt et al. 2017). Mit einer Trennung kann die von vielen Eltern praktizierte ungleiche Erwerbsbeteiligung in Deutschland zum Problem werden. Die höheren Kosten einer getrennten Haushaltsführung und das reformierte Unterhaltsrecht verstärken den Druck auf Mütter, wieder mehr Erwerbseinkommen zu erwirtschaften und letztlich wieder für sich selbst aufzukommen. Deshalb sehen sich viele Mütter dann vor die Frage gestellt, wie sie ihre Erwerbsarbeitszeiten steigern können, die sie im Rahmen einer bestehenden Paarbeziehung zugunsten der Kinderbetreuung reduziert hatten.

Im Trennungsfall wird die herkömmliche Arbeitsteilung oft auch für Väter fragwürdig. Sie sehen sich in der Gefahr, am Leben ihrer Kinder kaum noch teilhaben zu kön-

1 In Deutschland ist die Studie „Multilokale Nachtrennungsfamilien“ eine der wenigen, bei denen explizit die Alltagspraktiken der Nachtrennungsfamilien im Fokus der Untersuchung stehen (vgl. Schier 2013, 2015; Cornelißen/Monz 2016).

Für welche ‚Natur/en‘ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext

Zusammenfassung

Anlass unseres Beitrags ist die Beobachtung, dass sich in aktuellen feministischen Debatten – insbesondere im Kontext der Nachhaltigkeitswissenschaften – vermehrt auf ‚Care‘ als Denk- und Handlungsprinzip bezogen wird. Damit wird ‚Care‘ (auch) auf die Kategorie Natur erweitert. Wir gehen davon aus, dass eine solche Erweiterung die Komplexität und Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse vernachlässigt. Eine Folge könnte die Übertragung macht- und herrschaftsförmiger Momente von Sorgebeziehungen auf den Umgang mit nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ sein. Wir begeben uns auf eine Spurensuche, die über die Auseinandersetzung mit ‚Natur‘ als immanenter Kategorie von (Care-)Debatten der Neuen Frauen- und Ökologiebewegung der 1970er-Jahre bis hin zu einer Untersuchung ausgewählter Arbeiten zu ‚Natur‘ als expliziter Kategorie in ‚Care‘-Beziehungen zwischen Menschen und nichtmenschlichen ‚Natur/en‘ führt. Der Beitrag richtet sich explizit gegen die Tendenz der Essentialisierung von ‚Natur‘ und ‚Geschlecht‘. Stattdessen plädieren wir für eine nachhaltige Nutzung von ‚Natur/en‘ in vorsorgender Perspektive.

Schlüsselwörter

Care, Feminismus, Emanzipation, Nachhaltigkeit, Natur/en

Summary

Which ‘nature(s)’ do we care for? Critical feminist perspectives on current care debates in a social-ecological context

Our research was based on the observation that reference is increasingly being made in current feminist debates (especially in the context of sustainability sciences) to ‘care’ as a principle of thought and action. ‘Care’ is (also) extended to the category ‘nature’. We assume that such an extension neglects the complexity and effectiveness of societal relations to nature and gender relations. One possible consequence could be that aspects of power and domination are transferred from care relationships to interaction with nonhuman ‘nature(s)’. We go in search of clues, starting with the analysis of ‘nature’ as a category of (care) debates inherent to the New Feminist and Ecology Movement of the 1970s. We finish by examining select work on ‘nature’ as an explicit category in care relationships between humans and nonhuman ‘nature(s)’. The article explicitly opposes the tendency to essentialize ‘nature’ and ‘gender’ and advocates the sustainable use of ‘nature(s)’ from a ‘Vorsorge’ perspective.

Keywords

care, feminism, emancipation, sustainability, nature(s)

1 Einleitung: ‚Care‘ im Fokus genderorientierter Debatten um Nachhaltigkeit

Es sieht aus, als kehrte mit den in jüngerer Zeit geradezu sprunghaft anwachsenden geschlechtertheoretischen oder/und -politischen Rekursen auf ‚Care‘ die Kategorie Natur mit Macht in die feministischen Debatten zurück. Und dies in doppelter Weise:

1. Mit dem berechtigten Hinweis auf die Dringlichkeit nachhaltiger Wirtschafts- und Lebensweisen rücken sog. Sorgearbeiten in den Blick, die insbesondere als personenbezogene Pflege- und Versorgungstätigkeiten auf die ‚*Körper-Natur*‘ von Menschen gerichtet sind.
2. ‚Care‘ wird als Denk- und Handlungsprinzip sowie als Haltung auf den individuellen und gesellschaftlichen Umgang mit *nichtmenschlichen* ‚*Natur/en*‘ – auf Tiere, Pflanzen und Ökosysteme – erweitert und geht in dieser Weise in feministische Ökonomiekritiken sowie Visionen von nachhaltigem Leben ein.

Auf beiden Wegen rücken Natur- und Geschlechterverhältnisse in den feministischen Perspektiven auf Nachhaltigkeit – hier verstanden als (re)produktionstheoretische Orientierung auf sozial-ökologische Zusammenhänge (vgl. Biesecker/Hofmeister 2006) – zusammen. Damit werden nicht nur neue Visionen, sondern auch alte Dilemmata bedient. Denn auch wenn eine Neuauflage des Ökofeminismus im Hinblick auf eine vermittlungstheoretisch fundierte, feministische Positionierung zur sog. Ökologiefrage und zu Nachhaltigkeitsthemen einerseits notwendig erscheint (vgl. auch Holland-Cunz 2014: 44), ist sie andererseits auch mit der Gefahr verbunden, dass die Kategorien Natur und Geschlecht in essentialistischer Weise verkürzt und zur Legitimierung von Ungleichheitslagen genutzt werden. Indem in feministischen Debatten um Nachhaltigkeit essentialistische Sichtweisen auf ‚*Natur*‘ und ‚*Frau*‘ (wieder) miteinander verbunden werden, wächst das Risiko, dass die „Dekonstruktion der Dekonstruktion“ und die „Rematerialisierung“ feministischer Theorie (Holland-Cunz 2014: 44) in die Reproduktion öko-spiritueller ‚*Frau = Natur*‘-Reduktionismen umschlagen. Unser Anliegen ist es, unserer Sorge um die in Sorge-Debatten eingeschriebenen Naturverständnisse Ausdruck zu verleihen. Dazu fragen wir, wie ‚*Natur*‘ bzw. ‚*Natur/en*‘ in diese Debatten eingelassen sind. Unsere Überlegungen werden von der These geleitet, dass eine unreflektierte Erweiterung von ‚*Care*‘ auf nichtmenschliche ‚*Natur/en*‘ die Komplexität und Wirkmächtigkeit gesellschaftlicher Natur- und Geschlechterverhältnisse vernachlässigt. Eine Folge dieser Vernachlässigung könnte sein, dass Momente der Macht- und Herrschaftsförmigkeit von Sorgebeziehungen, wie sie für Mensch-Mensch-Interaktionen beschrieben werden (vgl. z. B. Kittay 1999; Haug 2011; Jochimsen 2013), in die Sphäre des menschlichen und/oder gesellschaftlichen Umgangs mit nichtmenschlichen ‚*Natur/en*‘ übertragen werden. Die in nachhaltigkeitsbezogenen Care-Debatten zum Ausdruck kommende Intention, durch eine (für)sorgende, achtsame Haltung gegenüber ‚*Natur*‘ die gesellschaftlichen, ökonomischen und wissenschaftlichen Zwänge zur Naturbeherrschung unterlaufen oder sie gar aufheben zu können (vgl. z. B. Gottschlich/Katz 2018), würde somit konterkariert.

Eine Ursache für die aktuell vorherrschende Nichtthematisierung von Macht- und Herrschaftsverhältnissen, vor allem im Umgang mit nichtmenschlichen ‚*Natur/en*‘, könnte in der Unschärfe des Begriffs Care und der hiermit verbundenen Unklarheit in Bezug auf die Verortung der Debatten auf gesellschaftlicher (und gesellschaftstheoretisch eingebetteter) Ebene und/oder auf individueller (häufig ethisch oder/und psychologisch begründeter) Ebene liegen (Abschnitt 2). Ein Rückblick auf die Kontroversen um ‚*Natur*‘ und ‚*Geschlecht*‘ in den frühen Jahren der Neuen Frauenbewegung ermöglicht es, nach den immanenten Naturverständnissen in Debatten um (sozial) ‚weibli-

Die Separierung der Geschlechter. Ihre Relevanz für Interaktionen zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten

Zusammenfassung

Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und alteingesessenen Frauen werden seit den sexuellen Übergriffen in der Silvesternacht 2015 in Köln als problematisch gefasst. Hier wird ein Zugang zur geschlechterübergreifenden Interaktion gewählt, der von positiven Alltagskontakten ausgeht, nämlich der Interaktion zwischen Geflüchteten und ehrenamtlich für sie Engagierten. Leitfadengestützte Interviews mit 26 ehrenamtlich Engagierten werden in Anlehnung an die Grounded Theory analysiert. Die aus dieser Analyse heraus entwickelte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“ verweist vor allem auf herkunftskulturelle Zuschreibungen und/oder Sozialisation, aber auch auf weiblich dominierte Unterstützungsnetzwerke und auf geschlechtertrennende Angebote für Geflüchtete. Diese Separierung der Geschlechter führt zu Unsicherheiten bei geschlechterübergreifenden Interaktionen, insbesondere beim Umgang mit Nähe und Distanz. Das Ansetzen von kultureller Differenz wird in der Literatur skeptisch betrachtet. Kritisiert werden ein homogenisierender, statischer und deterministischer Kulturbegriff sowie die Reproduktion und Verstärkung von Vorurteilen und Stereotypen. Dennoch, in der Rekonstruktion von Interaktionen durch die befragten Engagierten spielt kulturelle Differenz eine entscheidende Rolle.

Schlüsselwörter

Geflüchtete, Ehrenamt, Zivilgesellschaft, Grounded Theory, Gender, Geschlechtertrennung

Summary

Separation of the sexes. A key to understanding interaction between refugees and volunteers

Since the sexual assaults which occurred in Cologne on New Year's Eve 2015, relations between the sexes have been seen as a critical aspect of how male refugees interact with local female residents. However, another perspective is possible, namely one in which both sides regard each other in a favourable light. This ought to be the case in interaction between refugees and the volunteers who support them. The analysis focuses on qualitative interviews with 26 volunteers. The principles of grounded theory were applied when analyzing the data. It turned out that the separation of the sexes is crucial to understanding this interaction. This is mainly due to the cultural background ascribed to refugees, to the mostly female networks of volunteers and professionals, and to certain activities for refugees in which the sexes are separated. One important effect of the separation of the sexes is uncertainty when it comes to interaction between them. In the field under observation, ascribed cultural difference seems to be of major importance. The dominant scientific discourse is sceptical when it comes to the concept of culture: it favours a homogenizing, static and deterministic perspective and leads to the reproduction of stereotypes and prejudices. However, ascribed cultural difference is crucial when the interviewees present and comment on their interaction with refugees.

Keywords

refugees, voluntary work, civil society, grounded theory, gender, separation of the sexes

1 Einleitung und Fragestellung

Das Zusammenleben mit Geflüchteten ist zu einem gesellschaftlich relevanten Thema geworden, seitdem ab Spätsommer 2015 eine verstärkte Zuwanderung einsetzte. Eine wichtige Zäsur war die Silvesternacht 2015, in der es insbesondere in Köln zu zahlreichen sexuellen Übergriffen auf Frauen kam. Seitdem werden Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten aus dem muslimisch-arabischen Kulturkreis und alteingesessenen Frauen als problematisch betrachtet (vgl. z. B. Zwengel 2016).¹ Wenn angestrebt wird, Interaktionen zwischen männlichen Geflüchteten und alteingesessenen Frauen positiver zu gestalten, könnten Anregungen gefunden werden in Konstellationen, in denen diese sich positiv aufeinander beziehen. Ein möglicher Fokus wären Paarbeziehungen. Binationale Paare sind aber schon recht breit und gut erforscht (vgl. z. B. Hecht-El Minshawi 1990; Pusitz/Reif 1996; Menz 2008). Ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete dagegen ist ein recht wenig bearbeitetes Untersuchungsgebiet (vgl. aber Dünwald 2006; Corsten/Kauppert/Rosa 2008), das durch die aktuell starke empirische Präsenz eine besondere Relevanz erhält. In diesem Kontext stehen häufig männliche Geflüchtete und Unterstützerinnen einander gegenüber.²

Untersucht werden soll im Folgenden, wie Geschlecht in Interaktionen zwischen Geflüchteten und Ehrenamtlichen relevant wird. Dabei stellen sich drei Fragen: Wird Geschlecht benannt und als wichtig erachtet? Wird unterschieden in Geschlechterverhältnisse im Herkunfts- und im Aufnahmekontext? Wie wird der Umgang mit Geschlecht in den Beziehungen zwischen Geflüchteten und Ehrenamtlichen interaktiv gestaltet? Bei der Beantwortung dieser Fragen lässt sich anknüpfen an Müller (2003), die zwischen *Doing Gender* und *Doing Ethnicity* unterscheidet. Während *Doing Gender* unvermeidlich sei, sei *Doing Ethnicity* fakultativ (Müller 2003:135). Beide Ebenen können zueinander in Beziehung gesetzt werden. Möglich ist ein sich Überlagern, Verdecken oder Verstärken (Müller 2003: 140). Es ist möglich, dass ein spezifisches *Doing Gender* als Ausdruck von *Doing Ethnicity* gefasst wird. Umgekehrt kann ein spezifisches *Doing Ethnicity* als Ausdruck von *Doing Gender* eingeordnet werden.

Die Studie fokussiert die Perspektive der Ehrenamtlichen. Empirische Basis sind 25 leitfadengestützte Interviews, die Ende 2016 bis Anfang 2017 mit ehrenamtlich für Geflüchtete Engagierten in Hessen geführt wurden. 17 dieser Interviews wurden, orientiert an der *Grounded Theory*, breit und offen zum Thema „Geschlechterverhältnisse“ kodiert. Als zentrales Ergebnis der Datenanalyse ergab sich die empirisch gesättigte Kernkategorie „Separierung der Geschlechter“. Diese Kernkategorie hat mehrere Facetten. Zentral verweist sie auf muslimisch-arabische Kontexte. Dabei geht es um Fremdsozialisation und/oder um Fremdzuschreibung. Daneben ist „Separierung der Geschlechter“ relevant für Unterstützungsnetzwerke. Die oft weiblichen Engagierten wurden häufig über Frauen rekrutiert und arbeiteten zumeist mit weiblichen Haupt- und Ehrenamtlichen zusammen. Zum Teil entstehen gezielt geschlechterseparierende Angebote, vor

1 Hammad (2017) zeigt ähnlich, dass sexuelle Übergriffe während der Proteste 2011 auf dem Tahrir-Platz in Kairo zu breiterer und grundsätzlicher Diskussion der Übergriffigkeit von Männern gegenüber Frauen führte.

2 Auf Personen, die sich nicht einem dieser beiden Geschlechter zuordnen, bin ich in der Erhebung nicht gestoßen.

allem um ein Empowerment von Frauen zu unterstützen. Die zugeschriebene, vorgefundene oder angestrebte Separierung der Geschlechter wirkt sich auf die Gestaltung und auf die Einordnung geschlechterübergreifender Interaktionen aus. Berichtet wird von Berührungängsten und von Verunsicherungen im Umgang mit Nähe und Distanz. Der Kern der Analyse scheint damit paradox: Die Interaktion zwischen Personen unterschiedlichen Geschlechts wird wesentlich geprägt durch einen zumeist fehlenden Kontakt zwischen den Geschlechtern.

2 Ehrenamtliches Engagement für Geflüchtete und Geschlecht: zum Forschungsstand

Unter Geflüchteten werden hier, recht breit, Personen gefasst, die einen Asylantrag gestellt haben oder stellen möchten. Studien, die sich auf Geflüchtete und Geschlecht beziehen, thematisieren vor allem die spezifische Situation weiblicher Geflüchteter. Hierzu liegen kurze Überblicksdarstellungen vor, in denen quantitative Daten zusammengetragen werden (Schreyer 2017), Berichte des UNHCR besondere Berücksichtigung finden (Sunjic 2012) oder Literatur zu spezifischen Situationen vorgestellt wird (Buckley-Zistel/Krause/Loeper et al. 2014). Daneben sind vertiefende Studien zu einzelnen Flüchtlingsgruppen zu nennen, z. B. zu kurdischen Flüchtlingsfrauen (Busche 2013) oder zu Frauen, die aus Bosnien-Herzegowina geflohen sind (Heyken 2014).

Unter Ehrenamt soll hier mit Stricker eine freiwillige und nicht erwerbstätige, gemeinwohlorientierte und außerhalb des sozialen Nahraumes stattfindende, regelmäßige und eine an eine Gruppe angebundene Tätigkeit verstanden werden (Stricker 2011: 165ff.). Das ehrenamtliche Engagement von Frauen wurde einschlägig untersucht (Notz 1989; Backes 2011). Es ist seltener als bei Männern, aber im sozialen – und gerade nicht im politischen oder sportlichen – Bereich besonders häufig.

Drei neuere Forschungen zum ehrenamtlichen Engagement für Geflüchtete seien kurz vorgestellt.³ Han-Broich (2012) legte eine erziehungswissenschaftliche Dissertation zu Ehrenamt und Geflüchteten vor. Die qualitative Studie stützt sich auf Leitfadeninterviews mit 25 Ehrenamtlichen, 36 Geflüchteten und 9 Expert*innen in Münster. Zentrales Ergebnis der Studie ist, dass die Unterstützung weniger die kognitiv-kulturelle oder die sozial-strukturelle, sondern in erster Linie die seelisch-emotionale Integration der Geflüchteten fördere (Han-Broich 2012: 129). Dieses Ergebnis ist auf etwas problematische Weise entstanden. Verglichen wurde zwischen Geflüchteten mit und ohne Ehrenamtskontakt, obwohl bei der eigenen Befragung von Geflüchteten nur Personen mit Ehrenamtskontakt berücksichtigt worden waren (Han-Broich 2012: 28). Außerdem handelt es sich um eine eher intuitive Quantifizierung, denn es lagen nur qualitative Daten vor.⁴ Für die eigene Untersuchung von besonderem Interesse sind die von Han-Broich entwickelten Typologien zu sozialen Beziehungen zwischen Geflüchteten und Unterstützenden. So

3 Zum Forschungsstand aus einer Perspektive der politischen Ökonomie vgl. auch van Dyk/Misbach (2016).

4 Vgl. hierzu auch folgendes Zitat: „Die endgültigen Ist-Werte resultieren jedoch weniger aus der numerischen Häufigkeit dieser Faktoren, sondern mehr aus der subjektiven Gewichtung einzelner Faktoren und aus der Gesamtbewertung aller relevanten Interviewinhalte durch die Forscherin“ (Han-Broich 2012: 128).